

Karls Wolfskehl

Autor(en): **Susman, Margarete**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **16 (1948-1949)**

Heft 9

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759545>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KARL WOLFSKEHL

VON MARGARETE SUSMAN

Die Kunde vom Tode Karl Wolfskehls hat in einer mit ganz anderen Inhalten erfüllten, von ganz anderen Sorgen bedrängten Welt einen eigentümlich starken Widerhall gefunden. Es ist überall das Symbolische des Ereignisses gespürt worden: daß der letzte der großen Europäer, die den Zusammenbruch Europas noch als den ihres eigenen Daseins erfuhren, mit ihm dahingegangen ist. Und im Leben dieses Europäers, der sich vor dem heutigen Europa in den entferntesten Erdteil zurückzog, war wirklich das ganze Erbe Europas noch einmal wie in einer glänzenden Schale bewahrt. Ihn kannte Europa als einen der Seinen; es gab wenige unter den Zeitgenossen, die dem für alle und alles Aufgeschlossenen nicht auch persönlich begegnet wären. Und doch war er, den alle kannten, den viele Freund und viele du nannten, kaum einem wirklich bekannt. Denn er gab und entzog sich wie das Leben selbst. Wir kannten ihn in unzähligen Gestalten. Er war wie die Welle, die immer Gestalt und auch schon Zerrinnen der Gestalt, die immer das nahe erblickbare Einzelne und auch schon das nicht mehr erblickbare Ganze ist. Wer war er in Wahrheit, dieser blinde Sänger und Seher, der nichts sah und alles schaute, dessen Blick immer über die Ränder des Lebens hinausschweifte und der doch so fest und zäh im Leben wurzelte, mit ihm so tief und innig eins war, daß er in jeder seiner Erscheinungen sich selbst wiederzufinden vermochte, es in jeder seiner Gestalten liebte, ehrte, erkannte, genoß und erlitt? Wer war Karl Wolfskehl? Wer diese Frage beantworten könnte, der hätte ein Wesentliches unserer Weltstunde, ein Wesentliches des späten Europa, ein Wesentliches vom deutschen und ein Wesentliches vom jüdischen Geist erschlossen.

Aber diese Antwort zu finden ist schwer. Schon in seiner äußeren Erscheinung war er nach Ursprung und Art schwer kenntlich und einzureihen. Die hohe, festgegründete Gestalt, die einem mächtigen Baum gleich in der Erde zu wurzeln schien, der unsichere, schweifende Gang des fast Blinden, der ihn im Hier heimatlos erscheinen ließ, der leicht der Erde zugeneigte Körper, das erhobene, zurückgeworfene Haupt, mit dem er beides, Heimat und Heimatlosigkeit, hinter sich zu lassen und einer anderen Wirklichkeit zugewandt schien — dies Ganze war schwer als Einheit zu erfassen. Und ebenso war es der Umriss seines Geistes. Denn das Wesentliche dieses Geistes lag nicht in der Unerschöpflichkeit seiner Gehalte: es lag darin, daß in ihm diese Gehalte in einer besonderen Weise lebendig waren, daß in ihm die — freilich wohl nie ganz zureichende — Scheidung Gundolfs in Urerlebnis und Bildungserlebnis überhaupt nicht bestand, daß ihm alles Erleben Urerlebnis war, daß jede in Raum und Zeit entfernteste Wirklichkeit ihm in jedem Augenblick zur erregendsten Gegenwart werden, ihm wie die Nähe des vertrautesten Freundes ans Herz greifen konnte. Denn er hatte an den Gehalten und Gestalten aller Kulturen niemals mit dem Geist allein, sondern immer mit dem ganzen Leben, in einer lebendigen Selbstidentifizierung, einer Art «Participation mystique» teil. Verwandlung, Tausch, Selbstvertauschung, Eingehen ins Fremde, Fremdwerden im Eigenen, Rausch, Ueberschwang und Uebersetzung waren die Grundhaltung seines Lebens zu allen geistigen Erscheinungen — bis in die Sphäre des Göttlichen hinein. Wie er, der Erwecker und Deuter ältester Welten, der

Wiederbringer frühesten germanischen Sprachguts, im Vergangenen stets das Gegenwärtige erfaßte, wie er — ein genialer Uebersetzer — es ganz in sich beruhen ließ und ganz in sich verwandelte, so hat er nichts Fremdes, das sein Geist je berührte, unverwandelt zurückgelassen, stand er in lebendigem Austausch mit allem, dem er begegnete. Darum war er auch ein Mensch der Freundschaft, war er Freund in dem seltenen Sinne des reinen Mitschwingens mit dem Leben des anderen — auch dies auf dem Grunde rauschhafter Selbstvertauschung, die er selbst als Basis aller Freundschaft begriff.

Und diese Allgegenwärtigkeit des Geistigen in seinem Leben war noch verwirrender dadurch, daß er auch mit den Erscheinungen der Natur anders, näher und spürbarer als andere Menschen verbunden war: daß man ihn erfuhr als ein Leben, das, in den untersten Tiefen wurzelnd und ihr Geheimnis immer mit sich führend, mit der fraglos treibenden Kraft und Unschuld der Pflanze sich durch alle Lebensreiche empor entfaltete — auch hier bis in die Sphäre des Göttlichen hinein. Vom Rande der ganz durchschweiften Natur wie der ganz durchschweiften Geschichte trat ihm so in verschiedener Gestalt das Göttliche entgegen.

Denn Karl Wolfskehl war vor allem und in allem ein *Dichter*. Und der Dichter ist ja nicht nur der Mensch, dem ein Gott zu sagen gab, was er leidet, sondern der, dem diese Gabe zuteil wird, weil er zu diesem Gott in einer anderen Beziehung steht, weil er in dem weiteren Umkreis seines Lebens näher an die Mächte, die an den Rändern wohnen, rührt, sie in seinem Leben sich anders verdichten, er mit ihnen in anderer Weise Umgang hat. Und damit treffen wir auf ein Letztes dieses Lebens, aus dem es in all seiner Vielfalt als ursprüngliche Einheit zu erschließen ist. In seiner frühen Uebersetzung ältester deutscher Dichtung findet sich eine Strophe aus dem achten Jahrhundert, in der, als sei sie aus seinem eigenen Geist entsprungen, über die Zeiten hinweg diese Ursprungseinheit seines Lebens in einem großen Bild ausgesprochen ist:

Mir gestand der Sterblichen Staunen als das Größte,
Daß Erde nicht war noch oben Himmel,
Noch irgendein Baum noch Berg nicht war,
Noch Sonne nicht schien
Noch Mond nicht leuchtete noch das Märchen-See.
Da dort nirgends nichts war an Enden und Wenden,
Da war doch der eine allmächtige Gott . . .

Daß diese Dichtung aus einer Zeit, in der das Germanische noch eine dem heutigen Deutschen unverständliche Sprache war, ein Urbild und Abbild dieses späten schwerverständlichen Lebens ist, erscheint wie ein Symbol der Weite dieses Lebens selbst: der Umkreis der Strophe schließt wie ein uralter kostbarer Rahmen dies Leben mit all seinen Träumen und Wirklichkeiten, seinen Widersprüchen, Schicksalen und Wandlungen ein. Es ist die schöpfungsnahe Welt des Dichters, die voller Gestalt noch vor aller Wirklichkeit, noch nicht um einen Mittelpunkt gesammelt, noch nicht Welt geworden ist, schon Gestalt und noch Chaos, unerschaffene Welt. Und dies gestalthaft chaotische Wogen von der vor aller Zeit wirklichen Allmacht angeleuchtet, durch die es allein Welt werden kann.

Aus dieser vorweltlich gottnahen Ursprungssphäre in einer gottentfremdeten Welt wird die gewaltige, für immer entscheidende Bedeutung verständlich, die für dies Leben die Begegnung mit dem Dichter gewann, dessen geschichtliche Tat die Wiedererweckung des Göttlichen nicht nur in Kunst und Geist wie durch Wagner und Nietzsche, sondern auch in einem neugestalteten Leben war. Aus dieser Tat,

die dem Dichter wie dem Menschen Wolfskehl das selbst erfahrene Göttliche als Wirklichkeit erst schenkte, ihm gleichsam die schöpferische Allmacht selbst vertretend, das traumhaft Geschaute erst zur Welt erschuf, wird die Macht und Uebermacht dieser Beziehung über das Leben Wolfskehls verständlich, wird das Eigentümliche verständlich, daß das Leben dieses ganz und gar eigen-gewachsenen Menschen bis zuletzt wie eine zarte, eigenwillige Ranke um den Stamm dieses kaum mächtigeren, aber in einem zentraleren Sinn schöpferischen Lebens geschlungen blieb, daß Name und Werk dieses schweifenden, nirgends je haftenden Menschen in einer Treue bis zum Tod mit dem Namen und Werk Stefan Georges verbunden geblieben ist. Der große Dichter, dem er früh begegnete und den er für die deutsche, die europäische Dichtung entdeckt hat, hat ihm den Zauberstab gegeben, mit dem er das gestalterfüllte Chaos seines Lebens bezwang, es zu Dichtung, Wirklichkeit und Welt zu entbinden vermochte: das *Wort*. Das Wort nicht im gewohnten Sinne eines Verständigungsmittels unter den Menschen, aber auch nicht in dem Sinne, in dem Wolfskehl, der von je des Wortes Mächtige, es bis dahin gekannt hatte: nicht als freies dichterisches Ausströmen, sondern als Werkzeug strenger dichterischer Gestaltung, die als Gestaltung aus den großen Urrhythmen des Seins zugleich die eines neuen rein am dichterischen Wort ausgerichteten Lebens war. Am Wort des Dichters als des Sehers, der im Wandel aller Dinge die ewigen Gesetze in Natur und Geschichte schaut und aus ihnen ein Leben gesetzhafter Schönheit in strenger Zucht gestattet: ein Leben, in dem Schönheit und Strenge, Rausch und Zucht, Bild und Gesetz unter dem Zielbild der Vollendung geeint sind. Mit dieser Gestaltung des Lebens aus dem Wort als der Offenbarung ewiger Seinsgesetze, mit dem George das versinkende Europa noch einmal vom Rande des Chaos zurückzureißen strebte, ist eine schicksalhafte Wandlung vollzogen, die weit über den Kreis weniger Auserwählter hinaus in das geschichtliche Leben hineingewirkt hat. Denn mit der Macht, die hier dem Wort gegeben ist, ist das Verhältnis zum Göttlichen und Menschlichen gewandelt: die Problematik des schöpferischen Menschenwortes, die in den Jahrhunderten seit der Reformation und Renaissance alle schöpferischen Geister des Abendlandes ergriffen und auf ihr Menschenmaß zurückgeworfen hatte, ist jäh getilgt: das menschliche Schöpferwort ist nicht mehr dem Schöpfer der Welt gegenüber Vermessenheit und Sünde; es ist selbst zum Schöpfungsmysterium geworden, das «den Leib vergottet und den Gott verleibt». Dieser Dichter wirft nicht wie Prospero am Ende des Spiels seinen Zaubermantel ab, um sich nackt und bloß der Gnade anheimzugeben; er lebt selbst als schöpferische Macht ein Leben mit Göttern und Mächten. Und dies von der Vielheit der Mächte durchwaltete Leben ist allein beherrscht und zur Einheit gestaltet von dem zu letzter Intensität vertieften und gesteigerten Daseinsgesetz Europas; dem von Nietzsche zum Stern, von George zum Engel erhöhten Gesetz der eigenen Seele. — Ob man vom Heute aus diese neue Lebensgestaltung als Rettung oder Verhängnis erblicken möge: unbestreitbar bleibt die zentrale Macht und Größe eines Lebens, das in diesem Wirbel von Wandlung, von Göttern und Mächten, in der Vertauschung von Gott und Mensch selbst, in der damit vollzogenen Umwertung aller Werte so rein und unbeirrbar dem eigenen Engel gefolgt ist, daß es als Schlußstein sich das Denkmal eines aus den naturhaften Wachstumsgesetzen rein zu sich selbst vollendeten Lebens setzen durfte:

Im Einklang fühl' ich Keim und Welke,
Mein Leben acht' ich als ein Glück.

Aus der in vollkommener Hingabe an die Mächte gewährten Kraft zentraler Lebensgestaltung stammt die Macht, die George über die Geister und Seelen in Wort und Leben gewann. Keiner hat mit solcher Inbrunst und Unbedingtheit wie Wolfskehl sich dem lebengestaltenden Wort ergeben, keiner wie er es in immer neuen Weisen rauschhaft als göttliches Mysterium gefeiert. Ihm gab es alles, dessen er bedurfte: Gesetz und Gestalt. Es gab seiner Dichtung eine neue Strenge, und es gab ihm ein festliches, ganz vom Alltag entbundenen, allein dem Geist und dem Gott dienendes Leben, wie es ihm einzig gemäß war. Daß seinen Augen von Kindheit an die volle Sehkraft versagt war, daß er immer mehr und zuletzt ganz erblindete, hat die Bedeutung des Wortes für sein Leben schicksalhaft vertieft, hat dem Wort als einzigem Mittel zur Weltgestaltung für ihn den alles umfassenden Sinn gegeben, in dem er es als «Wurzel und Stern»: Tiefstes und Höchstes des Seins erfuhr. In seinem späteren Prosabuch *«Bild und Gesetz»*, aus dem seine innere Gestalt in ihrem ganzen Reichtum hervortritt, hat er aus den unheimlichen Tiefen selbst erfahrenen Wissens um Entstehung, Wachstum, Vollendung und Zerfall — eines Wissens, in dem er allein noch an Goethe gemahnt — die beiden Urformen Bild und Gesetz an den verschiedensten geschichtlichen Erscheinungen entwickelt und im selben Vorgang am Steigen und Sinken des Wortes Aufstieg und Abstieg der geschichtlichen Epochen abgelesen.

Wolfskehl hat seine Dichtung in Klang und Rhythmus ganz der Georges angeschmiegt. Doch nur für den oberflächlichen Blick ist sie ein bloßes Abbild dieser Dichtung: durch eine andere Urerfahrung vom Leben, eine andere Art von Bildkraft ist sie zu einer eigenen, einzigen und großen Dichtung geworden. Daß sie weniger als die zahlloser geringerer Dichter bekannt geworden ist, liegt sicher nicht nur an ihrem esoterischen Charakter; der schwer zugänglichen Form, der Fülle der Bildungsgehalte, nicht nur an der Fremdartigkeit und Unheimlichkeit der Reiche, die er in Leben und Tod durchschweift: es liegt vor allem auch daran, daß Wolfskehl selbst durch Ort und Art ihres Erscheinens seine Dichtung ganz im Schatten der Dichtung Georges belassen hat, daß er bis zu dessen Tod mit ihr ganz hinter der seines Meisters zurückgetreten ist. Die strenge gemeißelte Sprache Georges scheint zu diesem ständig bewegten Leben kaum zu passen; doch macht gerade diese Verbindung des Lebendigsten mit dem Gehaltensten den großen Zauber vieler seiner Dichtungen aus. Auch gehört beides durchaus zusammen. Denn dieser im Leben Unstete, immer sich Wandelnde war im Geist, im Werk, im Urteil über alles, was Geist und Werk war, streng und unbeugsam. Und es liegt in dieser Doppelhaltung bei ihm kein Widerspruch. Denn auch Wolfskehl war ein seherischer Dichter: auch er hat durch die verworrene Wirklichkeit hindurch ewige Seinsgesetze und Urformen erschaut, aber nicht in der wachen Klarheit Georges, sondern in einer dunkleren, ihm selbst halb verborgenen Gestalt. Er wußte alles von den Menschen und Dingen, auch das, was ihm seiner Art nach fremd war — aber er wußte es nicht in der Sphäre eines ganz aufgehellten Wissens; er wußte es in dem geheimnisvollen Tausch und Austausch, in jener vorbewußten *participation mystique*, in einer rein inneren Teilhabe am Wirklichen, von der ihn kein Blick in die äußere Wahrnehmung ablenkte. Sein Leben war ein lauschendes Sehen, in dem er der Welt ihre Geheimnisse ablauschte. Aber auch sein Lebensgewebe selbst schien loser als das anderer Menschen gewebt. War für George das Leben ein nach ewigen Gesetzen fest geknüpfter Teppich, in dem alle Figuren in klarem Umriß eingewebt waren, so glich das Wolfskehls einem Schleier, durch dessen durchsichtiges Fließen die Bilder aller Wirklichkeiten schwankend, aber doppelt bewegt und lebendig hindurchschienen. Immer ist sein Wort ein bewegter Spiegel.

Im Wort, im Geist, in Verehrung, Freundschaft und Liebe, in Leben und Landschaft war er ganz von der deutschen Heimat geprägt, die er in Vergangenheit

und Gegenwart so tief den Deutschen erschlossen hatte. Die Mitte seines Lebens war längst überschritten; er stand in einer Lebenszeit, die für andere Menschen Alter gewesen wäre, als er plötzlich von gespenstischer Hand aus der Heimat ausgerissen, als ihm mit dem Heimatboden der Boden unter den Füßen fortgezogen wurde — als er, der im eigenen Leben immer erfahren hatte, daß ein Liebling der Götter zu sein auch die Liebe der Menschen bedeutet, jäh im gemeinsamen Schicksal erfahren mußte, daß ein Liebling des Einen Gottes zu sein, Haß und Feindschaft der Menschen bedeutet. Und er mußte dies in einem Augenblick erfahren, als im geschichtlichen Leben mit allen ewigen Gewißeheiten auch die Gewißeheit dieser Liebe erschüttert war, als mit allen göttlichen und menschlichen Wahrheiten auch die Wahrheit des Gottes fragwürdig geworden war, in dessen Zeichen allein dies Schicksal einen Sinn gewinnen, in dem es aus einem zufälligen zeitlichen zu einem notwendigen ewigen Schicksal werden konnte.

Auch noch über den Abgrund dieses untragbaren Schicksals trug ihn das *Wort*. Das Wort nicht als eigenes und nicht als fremdes, überhaupt nicht als Menschenwort, sondern als das Wort des ganz Anderen, das im Leben Europas verstummt war, das auch im Leben des Dichters nur noch als ein dunklerer Klang fast unhörbar mitschwang. Und nicht er, der Dichter suchte und fand das Wort; es kam zu ihm in einem noch anderen Sinne, als immer das Wort zum Dichter kommt: es kam über ihn, es überfiel ihn und redete ihn an. Und es war, als schreckte es ihn mit seinem Anruf auf aus einem lebenslänglichen Traum. Derselbe, der wenige Jahre früher in dem machtvollen Wort:

Hinein in euch,
So tief ihr könnt! Heraus aus euch, so weit
Der Flügel Sehnsucht trägt! Seid Dom! Seid Strom!

berauscht von ihrem Reichtum die Lebensgestaltung aus dem Geist Europas, aus seinem eigenen Geist verkündet hatte, fühlt sich nun nach dem Auseinanderbrechen seines Lebens, das eins ist mit dem Zusammenbruch des geistigen Europa, in fast lautloser Schlichtheit von der Stimme des Einen angesprochen, den er zeitlebens hinter allem Reichtum seines Lebens erahnt hatte und vor dem er immer ausgewichen war:

Ich sah dich lang
Ich war die Hand
Ich hielt das Licht,
Du sahst mich nicht...

Vor der überschwänglichen Schlichtheit dieser Stimme erfährt die in alle Weiten, Welten, Götter und Mächte verflogene Seele sich als ein in lauter Fremdes verflogener, von fremden Flammen verzehrter Vogel, als «Aschenvogel», der nur in der Hand, die ihn jetzt einfangen will, wieder Leben und Flamme werden kann. So tritt unter der Einheit und Einfachheit der Stimme auch der mit allen Gaben und Gütern des Geistes überhäufte Mensch plötzlich als ein ganz und gar einfacher, kindlich Lauschender hervor. Wie Franz von Assisi wirft er von einem Augenblick zum anderen die prunkvollen Gewänder des Vaterhauses ab, um das Wort der Stimme wahr zu machen:

Heut stehst du vor mir öd und bloß,
Heut hab' ich dich allein.

Es gibt nichts Einfacheres als diese psalmgleich strömenden Lieder, in denen die Stimme vom leisesten Trostwort bis zu dem gewaltigen Dröhnen anschwillt, in dessen alles zerbrechender Verzückung Gott und Mensch gemeinsam erdröhnen, in denen aus dunkler Vorzeit der Kreis der Väter sich wieder um den jäh Aufgescheuchten sammelt und ihn in das gemeinsame Schicksal hineinzieht. Und doch lag in dem Erklingen der Stimme in dieser Weltstunde und in diesem Leben auch für manche Freunde Wolfskehls ein Problem. Nicht alle haben die jäh gewandelte Dichtung dieses bereits tief geprägten Geistes angenommen; sie haben vor allem die in ihr bezeugte menschliche Wandlung nicht fraglos als Wahrheit bejaht. Es scheint in der Tat nicht leicht, die Wirklichkeitsebene dieses Vorgangs festzustellen, auf die Frage zu antworten, was in dem wunderhaften Begebnis, das der kleine Gedichtband *«Die Stimme spricht»* einschließt, in Wahrheit geschehen ist. Gewiß ist eins: man darf dies Geschehen aus der Sphäre des Wortes, in der es sich verwirklicht, nicht herausnehmen. Aber damit ist zugleich das Leben des Dichters mitbetroffen, ist auch schon nach ihm selbst gefragt. Denn das Wort ist ja, aus wie weiter Ferne es zu ihm komme, nichts von der Seele des Dichters Abgelöstes; es ist mit ihr genau so verbunden wie der Klang mit der Saite, in der er ertönt. Dieser Klang hätte nie ertönen können, wenn die Saite nicht unter einer machtvollen Berührung erbebt wäre, wenn sie — und wäre es auch nur einen Augenblick lang — in ihr nicht erschüttert geschwungen hätte. Wohl bleibt stets die Saite nach dem Verklingen des Tones ungewandelt zurück; aber die Hand, die in diesen Liedern immer neu in sie hineingriff, wußte, warum sie diese Saite und keine andere erwählte. Nicht das ist die Frage, ob in dieser Dichtung wirklich ein Gewandelter redet, sondern ob das Leben des Dichters in ihr rein und stark geschwungen hat, ob so in ihr der Klang der Stimme wirklich vernehmbar wurde und in die dunkle Schicksalsstunde des deutschen Judentums hineingeklungen hat. Und diese Lieder eines Erschütterten werden weiterklingen, auch wenn nie mehr ein deutsches Judentum aufersteht, weil sie, allen Menschen vernehmbar, etwas vom selbsterfahrenen Licht dunkelsten Schicksals künden. Und der Dichter ist sich als Dichter treu geblieben: auch diese rein eingesagten Lieder, hinter denen er mit allem Seinen zurücktritt, enden mit einem reinen Bekenntnis zum Wort — zum Wort freilich nicht als schöpferischem Menschenwort, sondern als dem vor aller Wirklichkeit gesprochenen Wort des Schöpfers. —

So scheint gerade mit dieser Dichtung der Rahmen der alten Strophe um das Leben des Dichters geschlossen. Aber dies Leben war noch nicht an seinem Ende: das Letzte, Aeußerste stand ihm noch bevor. Karl Wolfskehl, der Mensch lebendigsten Austausches, mitschwingender Freundschaft, jeder Lebensfülle, die er gerade auch im gesprochenen Wort ausströmte und empfing, hat im letzten Jahrzehnt seines Lebens sein Exil noch vertieft: er hat sich freiwillig in eine Einsamkeit verbannt, die schon fast ein Heraustreten aus dem Leben war. Wer kann sagen, was alles seine Flucht nach Neuseeland mitbestimmt hat? Gewiß war es die Furcht vor einem neuen Kriege, vor dem völligen Zerfall Europas, die Furcht auch vor einem schreckensvollen Tod. Denn Wolfskehl fürchtete den Tod, weil er auch ihn wie alle Mächte anders, näher als andere Menschen kannte und weil er ihn nicht als Sterbender, halb schon von ihm Aufgelöster, sondern als Mensch lebendigster Lebens- und Geistesfülle in seinem ganzen Grauen kannte, wie es vor allem die Wanderung durch das Totenreich in seinem *«Orpheus»* bezeugt. Aber es war doch auch der Drang nach dem Unbekannten, Neuen, noch nie Erprobten, das von je seine Seele gezogen hatte, die Sehnsucht nach phantastischen Weiten und Welten, die ihn von je angelockt hatten, Sehnsucht aber auch nach einer nie erreichten Nähe: nach seinem eigenen unbekanntem Ich, das er in einem noch tieferen, schweigsameren Exil eher als im verstörenden Lärm des Hier und Heute zu finden

hoffte — und in alldem die letzte verzweifelte Antwort seines Lebens auf die Wirklichkeit Europa.

Die Entfaltung und Entwirrung aller dieser Motive wird als Wille, der Verhängnis, als Verhängnis, das Notwendigkeit war, sichtbar in der Sammlung seiner letzten Gedichte: dem großartigen «*Sang aus dem Exil*», der im nächsten Frühling im Origo-Verlag Zürich erscheint. Aus dem brennenden Heimweh nach Europa, doppelt brennend, weil es Heimweh nicht nur nach einer weit entfernten, sondern nach einer gar nicht mehr bestehenden Wirklichkeit war, hat er in dem großen Zyklus «*Mare nostrum*» noch einmal das ewige Europa mit allen seinen Göttern, Heilbringern, Helden, Herrschern, seinen Völkern und Reichen, seinen unsterblichen Gestaltungen und Gestalten um das Becken des heimatlichen Mittelmeeres gesammelt und dies Bild, in dem der Reichtum geschichtlichen Erlebens ganz in die Glut des Urerlebnisses, die glühende Liebe zu Europa eingeschmolzen ist, in prophetischem Zorn über seinen Selbstverrat dem zerfallenden Europa gegenübergestellt. Aber ergreifender noch als dies innere Bild eines großen Außen, zeichnet sich in diesem Endgesang der rein innere Weg ab, den der Dichter unter dem Namen Hiobs als den Grund und Sinn seiner Selbstverbannung begriffen hat: der Weg seines in letzter Einsamkeit rastlos sich selbst suchenden und am Ende sich selbst überschreitenden Ich. Immer sehnlicher, immer tiefer ist er in diesen dunklen Leidensjahren, in der Verlassenheit der nun ganz auf ihn herabsinkenden Nacht seinem Ich nachgegangen, das sich ihm in den Wandlungen, Verwandlungen und Selbstvertauschungen seines Lebens immer entzogen hatte. Er ist dem «armen Flatterer Ich», von dem er nicht weiß, ob er Falter oder Motte ist, bis in eine Tiefe nachgegangen, in der er auch auf diese letzte Frage noch verzichtet hat:

Bist du Falter, Entfalter aus ewiger Brut,
Dann fliegst du dir selber entgegen,
Bist du Motte, versprühst, auch das ist gut:
Gleich wirst du wieder dich regen.

«Auch das ist gut» — es ist in diesem Munde ein neues, nie vernommenes, und es ist doch sein letztes, sein eigenstes Wort. Indem der glänzende, geistesstolze Falter in unsterblicher Lebenslust, Lebensliebe, Lebenshehrfurcht, in einer letzten erlösenden Demut sich auch noch als arme winzige Motte, ein rasch zerstiebendes Stäubchen, bloßes Element im ewigen Kreislauf annimmt, ist er seinem Ich bis in den Tod hinein nachgegangen, ist er über Ich und Tod hinausgegangen, hat er seine Todesfurcht überwunden, hat er jenseits seines Ich Tod und Leben aus der Hand des Lebens angenommen. Er ist «angelangt».

So hat dies Angelangtsein bei sich selbst ihn durch sein eigenes Ich hindurch auf einer anderen Lebensstufe wieder in das Ganze des Lebens als in seine eigenste Heimat zurückgeführt. Die gleiche Selbstentäußerung, die ihm einst von der Stimme des Einen aus widerfahren war, hat sich, dem Doppelgesetz seines Daseins gemäß, nun auch von der Ganzheit des Lebens aus vollzogen: er kreist von sich selbst zu sich selbst erlöst mit den Motten, den Faltern, den Pflanzen, den Gestirnen und Sonnen im All. Und damit darf doch auch dieser Dichter, wenn auch mit anderem Klang und im doppelten Sinne eines aus den Naturgesetzen zu sich entfalteteten und eines gleich dem Hiobs aus der Tiefe des Schicksals verstörten und erst so zu sich und über sich selbst hinausgeführten Lebens, am Ende dies Leben als ein Ganzes sehen, in dem Keim und Welke im Einklang sind.

Sein letztes Wort aber gilt noch einmal Europa. In dem Schlußgedicht, in dem der Vereinsamte, schon halb in den Schatten der Vergangenheit eingetaucht, be-

seligt am Strand neben einer aus dem Meer heraufgefischten alten gotischen Glocke kniet, ihre Wölbung, ihren Klöppel, ihre alten Ornamente abtastet und an ihnen Sinn und Zweck dieses verschollenen Gebildes einer verschollenen Zeit abliest, in dem er Zwiesprache hält mit der «Schicksalsgleichen», in fremde Zeit, in fremde Welt Verschlagenen, wird noch einmal in erschütternder Verlassenheit die Einheit dieses versinkenden Lebens mit dem des versinkenden Europa sichtbar.

Daß uns dies Leben aus weitester Ferne noch einmal in seiner lebendigen Nähe geschenkt wird, daß es uns aus dem Dunkel des Exils in seinem eigentlichsten Sinne: der sich selbst überschreitenden Unsterblichkeitsfülle aufgeht, danken wir dem *Wort*. Der Dichter ist dem Wort und es ist ihm bis zuletzt treu geblieben; aber auch es hat sich gewandelt: seine strenge Kühle ist von Heimweh und Todesnähe aufgetaut; in das göttliche Mysterium ist eine neue menschliche Wärme eingeströmt. Es ist wie einst «Wurzel und Stern»: das Tiefste und das Höchste und die Mitte alles Seins — aber jetzt, in der äußersten Fremde ist es auch zum Allernächsten: zur im eigenen Innern pochenden Heimat geworden:

«Menschenherz, Weltmitte, Wort des Dichters.»